

(Nachdruck verboten.)

44)

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Mergö.

Der Landeszusammenschluß schuf mit einem Schlage ein Meer aus den vielen Abteilungen und wirkte schon allein durch seine Masse anziehend. Es ward eine große, anstrengende Arbeit, die Scharen zu ordnen, die herzuströmten, wie das Wasser dem Meere zufließt kraft eines Naturgesetzes. Es würde ein großes Feldherrntalent erfordern, sie zu einer endgültigen Schlacht aufzustellen und ins Feuer zu führen.

Pelle wurde natürlich in die erste Reihe der Organisation gerückt; seine Arbeit war namentlich die bahnbrechende, agitatorische; niemand besaß wie er die Ohren der Menge. Er hatte feste Werkstattdarbeit bei einem der größeren Meister erhalten, darin lag eine Anerkennung der Organisation, und die Lohnerhöhung bewirkte, daß er einigermaßen verdiente. Er hatte nichts dagegen, daß die Arbeit außer Hause getan werden mußte. Der Ton daheim hatte den lichten Klang verloren. Ellen was liebevoll genug, aber sie hatte immer eine Absicht damit, und er ließ sich nicht wieder binden!

Wenn er nach Hause kam, so geschah es in der Regel, um eine Mahlzeit einzunehmen, sich fertig zu machen und wieder von dannen zu stürzen — zu Versammlungen und Ausschußverhandlungen. Vater Lasse war in der Regel des Abends da und sah ihm sehnsüchtig nach, wenn er so Frau und Kind verließ, um hinauszustreifen. Er begriff es nicht, wagte aber nicht, etwas zu sagen, er hatte großen Respekt vor den Unternehmungen des Jungen. Der Alte und Ellen hatten einander gefunden, sie waren wie ein paar Pferde in einem Gespann, es lag ein großer Trost darin.

Pelle ging dahin wie in einem Nachtrausch, den ihm das Gefühl der sich mehrenden Scharen einschlökte. Er war gleichsam eine Verkörperung dieser Scharen und hörte ihren Fußtritt in seinen Schritten widerhallen; es war ganz natürlich, daß die Verhältnisse große Maße annahmen. Er war ein Produkt alter Kultur, aber einer Kultur, die sich immer auf der Schattenseite gehalten hatte und auf schwere, knappe Sätze aufgebaut war, der jeder in sich eine Lebenssumme bitterer Erfahrungen umschloß. Das Bedürfnis nach Sonne und Licht war beständig zurückgedrängt und lag nun durch undenkbar Zeiten aufgehäuft da und war zu einer ungeheuren Spannung angewachsen. Jetzt platzte es, und er stieg schwindelnd auf. Sein Gehirn schwankte hoch oben in einem blendenden Lichtnebel!

Aber im Grunde war er noch immer der handfeste Realist und stand mit den Füßen auf der Erde! Die Generationen, auf denen er stand, hatten die Kälte in Zucht gehalten und gelehrt, sich mit dem Nötigsten zu begnügen, was sie ihn überlieferten, einfach und geradezu, ohne irgendwelche Firlefanzereien. Die Vorgänge in seiner Welt wirkten geradezu, ein zudringlicher Geruch setzte sich nicht um in ein gespensterhaftes Böchen an die Vorderzähne. Die Wirkung stammte in gerader Linie von der Ursache her, aber sie verhielt sich oft wie der große Brand und das Streichholz zueinander. Hier lag die Straft in seiner Phantasie: hieraufhin konnte er mit so einfacher Ausrüstung das Ganze umspannen.

Vange vor dem Schicksal dieser Masse war er nicht; wo er nicht vorwärts sehen konnte, kam ihm der alte Fatalismus zu Hilfe. Sein Wort flammte trotzdem hoch auf und hielt die Hoffnung in vielen aufrecht, die selbst nicht den Sinn des Ganzen verstanden und fanden, daß die Zahlen ja immer größer und größer wurden, daß man im übrigen aber noch immer ebenso weit war. Wo er selbst nichts sah, war er wie eine Linse, die das Halbdunkel sammelte und es als volles Licht zurückgab.

Morten mied er am liebsten. Pelle hatte allmählich alle Theorien der Bewegung aufgenommen, sie fühlten ihn gut und behaglich an. Und was konnte man wohl mehr erreichen, als im Einklang mit dem Ganzen zu stehen? Morten hatte diesen unfruchtbaren Drang, das Gemüt aus seinem Gleichgewicht zu bringen; er holte die Worte immer von innen

herbor, von Stellen, wo man noch nie gewesen war, und stellte sie auf wie die Gottesstimme in der Bibel, die die Leute immer in ihrem Vorhaben hemmen mußte! Pelle hegte Ehrfurcht vor seinem eigenartigen Wesen, das nie mit den Scharen ging und drückte sich um ihn herum.

Aber die Gedanken kehrten oft zu ihm zurück. Morten hatte das erste Licht in dem Chaos entzündet, in dem die Erfahrungen über Pelles Welt des armen Mannes daniederlagen, und wenn er etwas Entscheidendem gegenüberstand, fragte er sich unwillkürlich, wie würde Morten gehandelt haben?

Zuweilen trafen sie einander auf Versammlungen, die von den Arbeitern selbst zusammenberufen waren, und wo sie beide mitwirkten. Morten hatte keinen Respekt vor den bestehenden Gesetzen und wohl auch nicht vor neuen. Er nahm eifrig teil an der Parteibildung und wurde von den Führern ein wenig beiseite gehalten. Aber mit dem gewöhnlichen Mann stand er in engster Beziehung. Er wirkte auf eigene Hand, griff ein wie kaum ein anderer im einzelnen Fall von Not und Unrecht und arbeitete darauf hin, das Volk zu lehren, selbst zu denken.

Und sie liebten ihn. Zu Pelle und den anderen sahen sie auf und machten ihnen mit leuchtenden Augen Platz, Morten stellten sie sich lächelnd in den Weg. Sie wollten ihm die Hand drücken; er konnte sich aber kaum nach der Rednertribüne hindurcharbeiten. Sein bleiches Gesicht erfüllte wie der andern mit Freude; Frauen und Kinder hingen an ihm. Wenn er in seinem einfachen Zeug durch die Straßen der Armenviertel ging, lächelten ihm die Frauen zu. „Das ist er, der Meistergefell, der so bühngelehrt und so gut ist.“ sagten sie zueinander. „Und nun hat er alle seine Bücher verkauft, um einem armen Kind zu helfen!“

Und dann verletzten sie ihren Kleinen einen Puff, und die Kinder gingen hin, reichten ihm die Hand und folgten ihm bis an das Ende der Straße.

22.

Wenn Pelle hin und wieder einmal drüben in der „Arche“ war, um sich nach den drei Geschwistern umzusehen, verbreitete sich die Nachricht schnell wie ein Lauffeuer. „Pelle ist hier!“ ertönte es von Galerie zu Galerie, und sie eilten auf die Treppen hinaus, um ihm zuzusehen und zu versuchen, ihn mit einem Schluck Kaffee zu locken. Die alte Franzen war ausgezogen; sie verschwand damals, als Ferdinand aus dem Gefängnis kam, niemand wußte wohin. Sonst gab es hier keine Veränderung. Einige Fabrikarbeiterinnen drückten sich bei nächstlicher Zeit um die Hausmiete, andere kamen an ihre Stelle. Von Zeit zu Zeit hatte einer ausgedient und wurde aus den dunklen Gängen herausgeholt und auf den Leichenwagen getragen — wie immer. In der „Arche“ spürte man keine Veränderung.

Es geschah wohl, daß er bei der Witwe Johnsen vorsprach. Sie saß trübselig da und kehrte die alten Soldatenhoften, während sie Hannes Kleine wartete, die ein schönes Mädchen zu werden versprach. Alt war sie geworden und sah immer da und schalt über das Kind; wenn Pelle sie besuchte, kam ein frischer Hauch in ihr freudloses Dasein. Dana erinnerte sie sich das Ausfluges in den Wald und der traulichen Abende unter der Aepel und seufzte. Ganne sah gar nicht nach Pelle hin. Wenn sie aus der Fabrik nach Hause gestürzt kam, hatte sie nur Augen für ihr kleines Mädchen, das sich ihr entgegenwarf und sofort spielen wollte. Die Dede des Tages sah der Kleinen in den Augen und die Mutter mußte sie bei den Händen nehmen so wie sie ging und stand und mit ihr und der Puppe herumtraben.

„Ich ging wohl über den hohen Berg —“

sang Ganne und die Kleine sang mit, sie konnte schon singen! Hannes Augen ruhten still und abgeklärt auf dem Kinde, zufrieden in ihrem Ausdruck, als habe sie wirklich das Glück eingefangen. Sie glich einer jungen Witwe, die ihren Anteil am Dasein erhalten hat; und in der „Arche“ nannten alle sie Witwe — Witwe Ganne. Das war eine Schuldigung, die man ihrem Wesen darbrachte, sie waren einen Witwenschleier über ihr Schicksal, weil sie es so schön trug. Sie hatte so viel erwartet, und nun vereinigte sie alles auf ihr Kind, als habe das Fremde ihr kein größeres Geschenk bringen können! —

Peters Unglück hatte dem Kleinen Heim einen ernstern

Stoß verfehlt. Sie hatten sich immer nur gerade über Wasser halten können; jetzt verdiente er weniger mit seiner verkrüppelten Hand. Karl wollte vorwärts und ging zum Eingegnungsunterricht, das kostete auch Zeit in d. Kleider. Peters Rückgang im Verdienst hatten sie dadurch wieder eingeholt, daß sie Kaffees Zimmer kündigten und sein Bett in ihre Stube hineinstellten. Aber sie wuchsen alle drei gut heran, es gehörte Essen und Kleider dazu.

Peters Charakter hatte einen kleinen Knacks bekommen, er war nicht mehr so froh bei seiner Arbeit; oft drückte er sich davon hinweg und lungerte auf den Straßen herum, statt in die Fabrik zu gehen. Zuweilen war er des Morgens nicht aus dem Bett herauszutreiben, sondern kroch unter das Federbett und versteckte sich. „Ich kann nicht mit meiner kranken Hand,“ sagte er weinend, wenn Marie ihn herausziehen wollte, „jeden Augenblick sind die Messer dicht davor, mich wegzuschneiden.“

„Dann bleib mir zu Hause!“ sagte Marie dann schließlich. Besorge Du das Haus, ich werde ausgehen und sehen, daß ich ein wenig verdiene. Drüben im neuen Stagenhaus in der Marktstraße kann ich Reinnacharbeiten bekommen.“

Aber dann stand er auf und schlich von dannen, er wollte nicht, daß ein Frauenzimmer das Essen für ihn verdiente.

Karl war ein frischer munterer Strolch, auf den nichts Eindruck machte. Die Straße hatte ihn erzogen, hatte ihre Schlammschicht auf sein Neuhäutes abgesetzt und den unaussprechlichen Funken in seinen Augen entzündet. Er glich den Spaten der Hauptstadt, die rauchgeschwärzt von der Intelligenz der Stadt schimmern, sich unter den schweren Wagenrädern hin und herbewegen und alles wissen. Er war jeden Tag irgendwie in der Allee, kam aber immer mit heiler Haut davon. Das beständige Herumrennen saß ihm im Körper wie ein nie ruhender Impuls. Viele Auswege hatte er, um der Unsicherheit in seinem Erwerb abzuhelfen; der kleine Hausstand beruhete hauptsächlich nur auf ihm. Aber nun hatte er es satt, seine Nahrung auf der Straße zu suchen, es war Trieb zum Vorwärtkommen in ihm, er wollte gern Kaufmann werden. Das einzige, was ihn zurückhielt, war die Rücksicht auf das Heim.

Belle sah ein, daß das kleine Heim jetzt aufgelöst werden mußte. Marie entwickelte sich stark, es war nötig für sie, aus der „Arche“ herauszukommen, und wenn Karl seiner Jugend nicht folgen durfte, sondern sich den Geschwistern opfern mußte, würde er als Eidensteher endigen. Kurz entschlossen, auf eigene Hand zu handeln, wie er es gewohnt war, verschaffte Belle Karl die nötige Ausstattung durch einen Unterstützungsverein und brachte ihn als Lehrling bei einem Kaufmann unter, für den der Junge Botendienste verrichtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

25]

Von Leo Tolstoi.

20.

Seit einer Woche bereits verweilte Chadschi-Murat in der Festung, als Gast des Majors Petrow. Maria Dmitrijewna hatte ihren Alexander mit dem zottigen Chanefi, den Chadschi-Murat neben Eldar allein zu seiner Bedienung behalten hatte — ewig stritt sie sich mit dem Awaren herum und mußte ihn einmal sogar aus der Küche hinauswerfen, weil er ihr beinahe den Hals abgeschneitten hätte. Das hinderte sie jedoch nicht, für Chadschi-Murat ein ganz besonderes Gefühl der Hochachtung und Sympathie zu empfinden. Sie bediente ihn recht nicht mehr bei Tische, sondern hatte dieses Amt an Eldar abgegeben, doch benutzte sie jede Gelegenheit, ihn zu sehen und ihm gefällig zu sein. Sie interessierte sich auch sehr lebhaft für die Unterhandlungen, die seiner Familie wegen geführt wurden, wußte, wieviel Frauen und Kinder er hatte, und wie alt jedes von ihnen war. Sie erkundigte sich jedesmal, wenn ein Bote aus dem Gebirge bei ihm erschien, bei wem sie nur irgend konnte, wie weit die Verhandlungen gediehen wären.

Butler hatte während dieser Woche mit Chadschi-Murat die intimste Freundschaft geschlossen. Abwechslend — kam entweder Chadschi-Murat auf sein Zimmer oder er nach dem Zimmer des Dolmetschers, doch mußte es öfters auch ohne einen solchen gehen, wobei ihnen allerhand Feigen, und namentlich auch das Lächeln, als Verständigungsmittel diente. Chadschi-Murat hatte offenbar Butler lieb gewonnen, was unter anderem auch aus dem Verhalten Eldars gegen diesen ersichtlich war. Sobald Butler in Chadschi-Murats Zimmer trat, begrüßte Eldar ihn mit einem freundigen Lächeln, das seine blühenden weißen Zähne zeigte, legte ihm eilig die Füßen zurecht, damit er sich setze, und nahm ihm den Säbel ab, wenn er ihn umgeschultert hatte.

Butler hatte auch die nähere Bekanntschaft des zottigen Chanefi, des Blutsbruders von Chadschi-Murat, gemacht. Chanefi kannte viele Lieder der Bergbewohner auswendig und trug sie sehr gut vor. Um Butler eine Freude zu bereiten, ließ Chadschi-Murat den Awaren öfters ein Lied singen, das er selbst auswählen pflegte. Chanefi besaß einen hohen Tenor und sang ungewöhnlich klar und ausdrucksvoll. Eins dieser Lieder gefiel Chadschi-Murat ganz besonders und machte mit seinem feierlich-melancholischen Refrain auch auf Butler einen tiefen Eindruck. Butler ließ sich durch den Dolmetscher den Inhalt des Liedes übersehen.

Das Lied bezog sich auf die Blutrache, die früher zwischen Chanefi und Chadschi-Murat bestanden hatte, und sein Wortlaut war folgender:

„Die Erde wird trocknen auf meinem Grabe, und du wirst mein vergessen, geliebte Mutter. Gras wird wachsen über meiner Gruft, und es wird deinen Schmerz überwuchern, mein alter Vater. Die Tränen werden trocknen in den Augen meiner Schwester, und der Gram wird stehen aus ihrem Herzen.“

„Du aber, mein älterer Bruder, wirst mich nicht vergessen, bevor du nicht meinen Tod gerächt hast. Und auch du, mein zweiter Bruder, wirst mich nicht vergessen, ehe du nicht neben mir im Grabe liegst.“

„Glühend heiß bist du, o Kugel, und bringst den Tod, aber warst du nicht meine gehorsame Sklavin? Du wirst mich bedecken, o schwarze Erde, aber haben dich nicht meines Koffes Hüfe zerstampft? Du bist kalt, o Tod, aber ich bin doch einmal dein Herr gewesen! Meinen Leib wird die Erde hinnehmen, meine Seele aber wird der Himmel empfangen.“

Chadschi-Murat lauschte stets mit geschlossenen Augen auf dieses Lied, und wenn seine letzte, langgezogene Note verklungen war, sagte er jedesmal zu Butler auf russisch:

„Schönes Lied, Kluges Lied.“

Die eigenartige, kraftvolle Poesie, die in dem Leben der Bergbewohner lag, machte auf Butler, seit er mit Chadschi-Murat und seinen Muriden bekannt geworden, einen ganz besonders starken Eindruck. Er schaffte sich einen Besämel, eine Fischerleska und Lederstrümpfe an. Er suchte sich hineinzuleben in das Denken und Fühlen dieser Menschen, in ihre Sitten und Bräuche.

Am Tage vor Chadschi-Murats Ausbruch versammelte der Major einige Offiziere in seiner Wohnung zu einer kleinen Abschiedsfeier. Die Offiziere saßen teils beim Tee, den Maria Dmitrijewna ihnen einschenkte, teils an einem zweiten Tische bei Wein, Brantwein und einem Imbiß, als Chadschi-Murat, zur Reize gerüstet, mit raschen, weichen Schritten leicht hinkend ins Zimmer trat.

Alle erhoben sich und schüttelten ihm zum Gruße die Hand. Der Major lud ihn ein, auf dem niedrigen Diwan Platz zu nehmen, er dankte jedoch und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. Das Schweigen, das bei seinem Eintritt herrschte, machte ihn nicht im geringsten verletzen. Er musterte mit Aufmerksamkeit die Gesichter der Anwesenden und warf dann einen gleichgültigen Blick auf den Tisch mit dem Samowar und dem Imbiß. Ein redegewandter junger Offizier, Petrowskij mit Namen, der Chadschi-Murat zum erstenmal sah, fragte ihn durch Vermittlung des Dolmetschers, ob ihm Tisliis gefallen habe. — „Ajja,“ antwortete Chadschi-Murat. Der Dolmetscher sagte, es habe ihm wohl gefallen.

„Und was hat ihm dort am besten gefallen?“ fragte der Offizier weiter.

Chadschi-Murat gab Antwort, und der Dolmetscher übertrug seine Rede: am besten habe ihm das Theater gefallen.

„Und der Ball beim Oberstkommandierenden —“ „at der ihm nicht gefallen?“

Chadschi-Murat blidte stierunselnd drein: jedes „No“, meinte er, hat seine eigenen Sitten. „Bei uns leiden sich die Frauen nicht so wie dort,“ sagte er und sah dabei Maria Dmitrijewna an.

„Das hat ihm also nicht gefallen?“

„Es gibt bei uns ein Sprichwort,“ sagte er zum Dolmetscher, „das lautet: der Hund bewirkt den Maulwurf mit Fleisch, und der Maulwurf den Hund mit Heu — und so bleiben beide hungrig.“ Er lächelte bei diesen Worten. „Jedem Volke gefällt eben seine eigene Art.“

Die Unterhaltung kam nicht recht vorwärts. Die Offiziere tranken Tee oder aßen. Chadschi-Murat nahm das ihm angebotene Glas Tee und stellte es vor sich hin.

„Vielleicht etwas Sahne? Oder Semmel?“ fragte Maria Dmitrijewna und reichte ihm beides.

Chadschi-Murat schüttelte den Kopf.

„Nun, so leb' denn wohl!“ sagte Butler und klopfte ihm auf das Knie. „Wann sehen wir uns wieder?“

„Leb' wohl, leb' wohl,“ sagte Chadschi-Murat lächelnd auf russisch. „Bist Freund, ich guter Freund dein. Jetzt fort — schon Zeit!“ Er nickte mit dem Kopfe nach der Richtung hin, nach der er sich nun begeben mußte.

In der Tür des Zimmers erschien Eldar, irgend etwas Großes, Weißes über die Schulter und einen Säbel in der Hand tragend. Chadschi-Murat winkte ihm, und Eldar kam mit seinen langen Schritten auf ihn zu und reichte ihm das weiße Kleidungsstück — es war sein Filzmantel — und den Säbel. Chadschi-Murat stand auf, nahm den Mantel über den Arm, ging damit zu Maria Dmitrijewna und überreichte ihr ihn, während er einige Worte zu dem Dolmetscher sprach. Dieser überreichte Chadschi-Murats

Technische Rundschau.

Worte: „Du hast den Maniel gelobt“, sagte er zu Maria Dmitrijetowna — „und er will, daß Du ihn als Geschenk behältst.“

„Aber warum denn?“ fragte Maria Dmitrijetowna erzörend.

„Es muß so, nimm“, sagte Chadtschi-Murat.

„Nun, ich danke“, sagte Maria Dmitrijetowna und nahm den Maniel. „Gott gebe Dir Glück, daß Du die Deinigen bald sehen mögest“, fügte sie hinzu. „Sag ihm, daß ich ihm wünsche, er möchte seinen Sohn loskaufen.“

Chadtschi-Murat sah Maria Dmitrijetowna an und nickte beifällig mit dem Kopfe. Dann nahm er aus Eldars Händen den Säbel und reichte ihn dem Major. Dieser nahm den Säbel und sagte zu dem Dolmetscher:

„Sag ihm, er möchte meinen braunen Wollack nehmen, weiter habe ich nichts, was ich ihm schenken könnte.“

Chadtschi-Murat machte eine Handbewegung, die besagen sollte, daß er nichts brauche und nichts annehmen werde. Dann zeigte er nach den Bergen und nach seinem Herzen und ging dem Ausgange zu. Alle folgten ihm bis zur Tür. Die Offiziere, die im Zimmer zurückblieben, zogen den Säbel aus der Scheide, betrachteten die Klinge und meinten, es sei ein echter Gurdasäbel“).

Butler war mit Chadtschi-Murat zusammen auf die Vortreppe hinausgetreten. Als sie dort standen, ereignete sich ein Vorfall, der allen ganz unerwartet kam und leicht für Chadtschi-Murat verhängnisvoll werden konnte, wenn nicht seine Gewandtheit und Entschlossenheit ihn gerettet hätte.

Die Bewohner des kumytschen Dorfes Tal-Katschu, die vor Chadtschi-Murat große Achtung hegten und mehrmals nach der Festung gekommen waren, um den berühmten Nahib zu sehen, hatten drei Tage vor Chadtschi-Murats Ausbruch Boten zu ihm entsandt mit der Bitte, er solle am Freitag in ihrer Moschee erscheinen. Die kumytschen Fürsten aber, die in Tal-Katschu wohnen, waren mit Chadtschi-Murat verfeindet und lebten in Vlutrade mit ihm. Als sie nun von der Einladung hörten, erklärten sie dem Volke, daß sie Chadtschi-Murat nie gestatten würden, die Moschee zu betreten. Darob ward das Volk erregt, und es kam zu heftigen Reibereien zwischen ihm und den Anhängern der Fürsten. Die russischen Behörden mußten schließlich eingreifen, um die Bergbewohner zu beschwichtigen, und sie ließen Chadtschi-Murat sagen, daß er nicht nach der Moschee reiten solle.

Chadtschi-Murat war auch wirklich nicht hingekritten, und alle dachten, daß die Angelegenheit damit erledigt sei.

Im Augenblick jedoch, da Chadtschi-Murat jetzt auf die Treppe hinaustrat und eben daran dachte, sein bereit stehendes Roß zu besteigen, kam der kumytsche Fürst Arslan-Chan, der sowohl Butler wie dem Major persönlich bekannt war, auf das Haus zugeritten.

Als er Chadtschi-Murat erblickte, zog er die Pistole aus dem Gürtel und richtete sie auf Chadtschi-Murat. Kaum aber hatte Arslan-Chan den Arm erhoben, als Chadtschi-Murat trotz seines lahmen Beines mit der Behendigkeit einer Katze von der Treppe niederglitt und sich auf Arslan-Chan warf. Dieser schoß die Pistole ab, traf jedoch nicht. Chadtschi-Murat hatte mit der einen Hand den Bügel seines Pferdes gepackt, zog mit der anderen seinen Dolch hervor und rief dem Gegner irgend etwas in tatarischer Sprache zu.

Butler und Eldar eilten zugleich auf die beiden Streitenden zu und faßten sie bei den Armen. Auf den Schuß hin war auch der Major erschienen.

„Arslan — was fällt Dir ein, in meinem Hause eine solche Schändlichkeit zu begehen?“ rief er, als er vernahm, um was es sich handelte. „Das ist schlecht von Dir, Bruder. Draußen im Freien könnt Ihr tun, was Ihr wollt, hier aber verbitte ich mir derartige Räuberjüde.“

Arslan-Chan, ein winzig kleines Kerlchen mit schwarzem Schnurrbart, war ganz bleich und zitternd vom Pferde gestiegen, blickte voll Haß auf Chadtschi-Murat und ging dann mit dem Major in dessen Zimmer, während Chadtschi-Murat, schwer atmend, doch dabei lächelnd, sich zu den Pferden begab.

„Warum wollte er Dich töten?“ fragte ihn Butler durch den Dolmetscher.

„Er sagt, es herrsche bei ihnen solch ein Gesetz“, übersetzte ihm der Dolmetscher Chadtschi-Murats Worte. „Arslan hat noch eine Blutschuld an ihm zu rächen und wollte ihn deshalb töten.“

„Und wenn er ihn jetzt unterwegs überfällt?“ fragte Butler. Chadtschi-Murat lächelte.

„Wenn er mich tötet, so war es Allahs Wille. Nun, leb wohl“, sagte er wiederum auf russisch, faßte nach dem Nist des Pferdes und ließ noch einmal seinen Blick über alle, die ihm das Geleit gaben, gleiten, wobei er Maria Dmitrijetowna besonders freundlich ansah.

„Leb wohl, Mütterchen“, sagte er zu ihr — „hab Dank!“

„Wollte Gott, daß Du die Deinigen befreien könntest“, sprach Maria Dmitrijetowna nochmals.

Er verstand ihre Worte nicht, wohl aber fühlte und verstand er ihre Teilnahme und nickte ihr freundlich zu.

„Vergiß Deinen Freund hier nicht“, rief Butler.

(Wirkungsgrade. — Dampfmaschine und Dampfturbine. — Von der Kohle bis zur Glühlampe. — Metalldrahtlampe. — Hygiene der elektrischen Beleuchtung. — Wassereisenbahn. — Brief-Sunkentelegramme.)

Das Bestreben unserer Ingenieure geht immer dahin, den Wirkungsgrad der Maschinen und Anlagen zu verbessern. Denn wenn auch nach dem unerschütterlichen Gesetz der Erhaltung der Energie im großen Haushalt der Natur nichts verloren geht, so fällt bei der Umwandlung einer Energieform in eine andere so manches unter den Küchenisch, wird zum unvermeidlichen und unerwünschten Abfall und geht so wenigstens für den gewollten Zweck doch verloren. Wenn wir auf dem Fahrrad sitzen und mit dem Beinen tüchtig arbeiten, so wird nicht unsere ganze aufgewendete Kraft zur Drehung der Räder verwendet. Ein nicht unbedeutender Teil wird bei dieser Drehung der Räder in ihren Lagern in Wärme umgesetzt, geht nutzlos für uns, da wir doch vorwärts kommen und nicht die Atmosphäre heizen wollen, verloren. Der Techniker weiß nun, daß die rollende Reibung kleiner ist als die gleitende Reibung. Er versteht das Fahrrad daher anstatt mit Gleitlagern, mit Kugellagern; der Reibungsverlust wird kleiner, der Wirkungsgrad des Fahrrades besser.

Obwohl wir heute in der eigentlichen Technik mit immer besseren Wirkungsgraden arbeiten, so sind die absoluten Werte auf manchen Gebieten, die zu den wichtigsten zählen, oft erschreckend niedrig. Verfolgen wir einmal den Wirkungsgrad der Vorgänge, die sich bei der Umwandlung der in der Kohle schlummernden Wärmeenergie in Lichtenergie einer elektrischen Glühlampe abspielen. Wir verbrennen die Kohle unter dem Rest des Dampfes, um Wasser in Dampf zu verwandeln. Trotzdem wir Kessel und Feuerung sorgfältig ummauern, um möglichst wenig Wärmeverluste auftreten zu lassen, trotzdem wir auf eine möglichst innige Berührung von Feuergasen und Wasser sehen, wird in den meisten Fällen nur 60—70 Proz. der in der Kohle enthaltenen Wärme im Dampf sich wiederfinden. Mit dem Rest heizen wir zur Qual des Bedienungspersonals das Kesselhaus und lassen ihn notgedrungen durch den Schornstein ins Freie entweichen. Den Dampf führen wir nun durch Rohrleitungen zur Dampfmaschine. Schon auf diesem Wege verlieren wir wieder etwas Energie durch Abkühlung und Kondensation. Der Dampf soll jetzt in der Maschine Arbeit verrichten. Wir kennen auf Grund physikalischer Erwägung genau die mechanische Arbeit, die einer bestimmten Wärmemenge entspricht. Aber nur der fünfte Teil der theoretisch erreichbaren Arbeit steht uns tatsächlich zur Verfügung. Vier Fünftel der Dampfenergie gehen bei dieser Umkehrung verloren, so daß nur 20 Proz. der ursprünglichen Wärmeenergie der Kohle sich als nutzbare mechanische Energie wiederfinden. Die Kolbendampfmaschine gehört eben schon zu den Kraftmaschinen, die einen ziemlich schlechten thermischen (Wärme-) Wirkungsgrad haben. Besser ist dieser Wirkungsgrad bei den Explosionsmotoren, bei Dieselmotoren und Dampfturbinen. Was für praktische Bedeutung solche Wirkungsverbesserungen haben, können folgende Zahlen beweisen. Im Jahre 1908/09 wurden in den Kraftstationen der Berliner Elektrizitätswerke mit Dampfturbinenbetrieb insgesamt 108 Millionen Kilogramm Kohlen verbraucht. Wären keine Turbinen zur Aufstellung gelangt und hätte man Kolbendampfmaschinen mit dem schlechten Wirkungsgrad gehabt, so hätte man in demselben Zeitraum 204 Millionen Kilogramm Kohle verbrennen müssen. Man hat also durch den besseren Wirkungsgrad in einem Jahr 420 000 Mark gespart.

Rehren wir zu unserem oben erwähnten Fünftel Energie zurück, mit dem wir jetzt eine Dynamomaschine antreiben. Jetzt werden die Verluste relativ und absolut immer kleiner. Denn die Elektrotechnik ist, so weit es sich um Maschinen handelt, das Gebiet der hohen Wirkungsgrade. Nur zehn Prozent gehen bei der Umwandlung der mechanischen Energie in elektrische Energie an den Klappen der Dynamomaschine durch Umkehrung in Reibungs- und elektrische Wärme verloren. Der elektrische Strom wird nun durch Apparate, Kabel und Drähte bis zur elektrischen Lampe die über unserem Schreiß- oder Arbeitstisch brennt, geleitet. Auch auf diesem Wege muß er, obwohl wir es gar nicht verlangen, die Drähte erwärmen und 5—10 Proz. der ihm innewohnenden Energie dazu verschwenden. Wir können zwar diese Verluste verringern, indem wir dem elektrischen Strom einen möglichst breiten und bequemen Weg schaffen, also starke Kupferleitungen nehmen. Aber Kupfer ist teuer und es ist oft billiger, Energie zu verlieren als viel Geld in Kupferleitungen zu stecken. Und jetzt soll endlich die so oft umgewandelte Energie der Kohle in der Glühlampe zu Licht werden. Wir haben natürlich eine ganz moderne, stromsparende Metallfadenlampe brennen, und doch werden nicht einmal 5 Proz. der elektrischen Energie in Licht umgesetzt, der Rest geht in dunkle Strahlen (Wärme und chemisch wirksame Strahlen) über. Gätten wir Kohlenfadenlampen, wäre die Ausnutzung noch schlechter. Nicht 2 Proz. würden wir im Licht wiederfinden. Von den 100 Proz. ursprünglicher Kohlenenergie haben wir nicht einmal ein ganzes Prozent als Licht gewonnen. Physiker und Ingenieure können also hier nicht viel schaffen und müssen sich von jeder Hausfrau, die doch etwas mehr als ein Prozent des eingekauften Rohmaterials zubereitet auf den Speisetisch bringt, entschämen lassen.

*) Besonders seine kaukasische Klingen.

(Fortsetzung folgt.)

Wir haben schon oben erwähnt, daß der Wirkungsgrad der Metallfadenlampen um so viel besser ist als der der alten Kohlenfadenlampen. Während diese 3—4 Watt zur Erzeugung einer Gesnerferze (Lichteinheit) verbrauchen, kommen wir bei der Metallfadenlampe mit einem Watt, also dem dritten Teil, aus. Die Metallfadenlampen hatten aber bis jetzt, abgesehen vom hohen Preis, den Nachteil, daß ihre langen und dünnen Fäden, die aus gepreßtem Material bestanden, ziemlich leicht zerbrechlich und auch nicht für niedrige Kerzenstärken herstellbar waren. Seit jüngster Zeit kann man aber Metalldrahlampen bekommen, deren Leuchtfaden aus gezogenem Wolframdraht besteht. Der erste Vorteil dieser Lampen ist ihre unbegrenzte Haltbarkeit. 1000 Brennstunden ist das mindeste, auch wenn die Lampe Erschütterungen ausgesetzt ist. Da diese Lampen einfacher herzustellen sind, trat auch ein Preissturz auf dem Metallfadenlampenmarkt ein, zum Schaden der kleineren Unternehmungen, zum Vorteil der Konsumenten. Schließlich kann man jetzt auch Metalldrahlampen von 10 und 16 Kerzen erhalten, so daß bei einer halbwegs vernünftigen Tarifpolitik der Elektrizitätswerke elektrisches Licht billiger ist als Petroleumlicht. Da die Metallfadenlampen aber nicht nur mit kleinen, sondern auch mit sehr hohen Lichtstärken, bis zu 1000 Kerzen, hergestellt werden, haben sie in vielen Fällen nicht nur für Innen-, sondern auch für Außenbeleuchtung die Vogenlampen verdrängt. Diese werden allmählich nur als tatsächliche Lichtquellen von mehreren tausend Kerzen Verwendung finden. Vom hygienischen Standpunkte wäre eine allgemeine Verdrängung der Gasbeleuchtung durch elektrische Beleuchtung nur zu begrüßen.

So hat z. B. Schlesinger auf Grund von Versuchsergebnissen gezeigt, daß Gaslicht eine erhebliche gesundheitschädliche Temperatur und Feuchtigkeitssteigerung schafft und dadurch die vom Menschen bewirkte Luftverschlechterung ganz bedeutend steigert. Das elektrische Licht gleicht aber eine geringe Temperatursteigerung durch hygienisch günstige Trodnung der Luft vorteilhaft aus, während Gas schädliche Abgase in erheblicher Menge erzeugt. Ein besonderer Nachteil des jetzt in manchen Städten verwendeten Gases ist die durch geringere Geruchsintensität erhöhte Vergiftungsgefahr, die bei elektrischem Licht ganz fortfällt.

Zu den sehr unwirtschaftlich arbeitenden Maschinen gehören auch unter anderem die Dampfziffschlepper auf Kanälen und Flüssen, da nur 25 Proz. der aufgewendeten Energie tatsächlich ausgenutzt und dabei noch durch den Wellenschlag Kanalsohle und Böschung angegriffen werden. Auf dem Dortmund-Ems-Kanal fanden in letzter Zeit Versuche mit einem angeblich viel wirtschaftlicheren Schleppboot statt, das nach Angaben von Bauart Roh gebaut ist. Das neue System benutzt eine auf der Kanalsohle ruhende federnde Schiene, die im wahren Sinne gegen Verschiebungen verankert ist, während sie bei Revisionen und Reparaturen leicht über den Wasserpiegel gehoben werden kann. Ueber der Schiene schwimmt der Schlepper, der mit vier unter dem Bootsboden angebrachten Rollen die Schiene umklammert. Diese Rollen werden vom Boot aus angetrieben und ziehen bei entsprechender Drehung die Schiene zwischen sich durch. Wird nun die Schiene festgehalten, so muß das Schleppboot in Fahrt kommen. Da an Stelle der Schraubenarbeit beim gewöhnlichen Dampfer ein unmittelbares Fortziehen an der festen Schiene im leicht beweglichen Wasser getreten ist, sollen nicht ein Viertel, sondern drei Viertel der aufgewendeten Energie ausgenutzt werden. Falls diese Ersparnis tatsächlich eintreten würde, könnte die Erfindung von großer wirtschaftlicher Bedeutung werden. Bei dieser ersten Versuchsstrecke waren die Rollen elektrisch angetrieben. Der Strom wurde von einer Dynamomaschine, die auf einem mitgeschleppten Wehrstättenschiff aufgestellt war, geliefert. Später soll diese Wasserbahn wie eine Straßenbahn Strom aus einem über dem Kanal gespannten Fahrdrath erhalten.

Da wir eben ein neues Lastenverkehrsmittel besprochen haben, so mag schließlich eine andere Verkehrserrichtung der letzten Zeit erwähnt werden. Nach der Telefunkenzeitung hat die deutsche Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie nach dem Muster der Reichspost funktentelegraphische Brieftelegrame eingeführt. Diese werden an Bord von Ozeandampfern aufgefesert, von dem Telegraphisten des Schiffes drahtlos einem geeigneten anderen Dampfer übermittlelt und von diesem in dem nächsten angelaufenen Hafen brieflich der Post zur Weiterbeförderung übergeben. Die Nachrichten gelangen so viel früher in die Hände des Empfängers, als wenn man sie erst im Bestimmungshafen brieflich durch einen zurückfahrenden Dampfer befördern würde. Allerdings kosten dreißig Worte fünf Mark und jedes weitere Wort bis zur zulässigen Höchstgrenze von 100 Worten 10 Pf. mehr, während der Brief mit 20 Pf. frankiert würde. Aber eine Zeiterparnis von oft 14 Tagen wiegt oft die Mehrausgabe auf. Denn heutzutage gilt mehr denn je das Wort: Zeit ist Geld. StH.

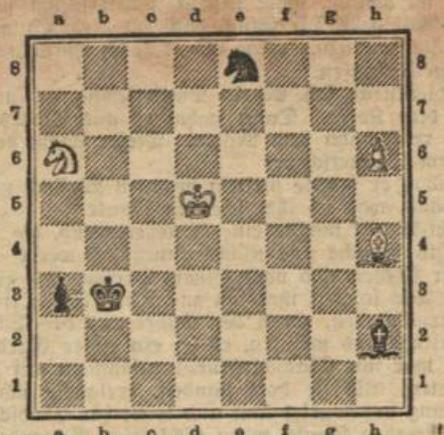
Schach.

Nach Leitung von S. Alapin.

Schachnachrichten. Nach der 7. Runde war der Stand im Turnier von San Sebastian: Spielmann 5½; Belis 4½; Rubinstein 4; Larrasch, Duras und Niemzowitsch je 3; Leichmann, Leonhardt, Marshall und Schlechter je 2½; Fleisch-

mann 2. (Die drei gesperrt gedruckten Namen haben noch je einen freien Tag im ersten Turnus vor sich.) Das Vierpringerspiel ist aus diesem Turnier.

Willeneube.



Weiß zieht und gewinnt.

Lösung: 1. Sb4! (h7 scheidet an Lc5) 1. KxS; 2. h7, h6!; 3. KxL, a2; 4. Lc1†, Kb3; 5. Lc3!; KxL; 6. h8D zc.

Vierpringerspiel.

Fleischmann. Leichmann.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Sb1—c3

Will man, wie in vorliegender Partie „Spanisch“ spielen, so ist das sofortige 3. Lb5! zwingender. (Siehe nächstfolgende Blöße.) Antwortet Schwarz hierauf mit 3. Sf6, so hat Weiß die Wahl, entweder durch 4. Sc3 die Textvariante herbeizuführen oder mit 4. d3, 4. 0—0 oder 4. De2! fortzusetzen. Auch bei 3. Lb5, a6. 4. La4, Sf6 könnte mit Zugumstellung entweder 5. Sc3 zur Textvariante führen oder wie oben 5. d3, 5. 0—0 oder 5. De2! geschehen. (Siehe Anmerkung zum 4. Zuge von Schwarz.)

3. Sg8—f6

Mit 3. Lb4 kann Schwarz der vom Gegner angestrebten Variante ausweichen, z. B.: 4. Lb5, Sg7! zc. oder 4. Sd5, La5; 5. c3, Sf6; 6. b4, Lb6; 7. a4, Sxe4; 8. De2, Sxf2; 9. SxL, SxT; 10. SxT, 0—0 zc. Schwarz hat ein starkes Angriffsziel für das Dpfer.

Nach dem Textzug entsteht das sogenannte „Vierpringerspiel“, das eigentlich keine selbständige Eröffnung vorstellt, sondern eine Variante verschiedener anderer Eröffnungen ist. 4. Lf1—b5

Dies lenkt in die „Spanische Partie“ ein, während 4. d4 zur „Schottischen“ und 4. Lc4 zur „Italienischen“ führen würde.

4. Lf8—b4

Mit 4. a6; 5. La4 könnte die oben erwähnte Variante der „Spanischen“ entstehen. Denn bei 4. a6; 5. LxS, dxc6; 6. Sxe5 könnte Schwarz durch 6. Sxe4; 7. SxS (sonst 6. Sxc3); 7. Dd5; 8. 0—0, Dxc5 den Bauer zurückgewinnen. 3. B.: 9. Te1, Le7; 10. d4, Df5; 11. Sg5 (11. Sc5, h6 oder 11. Sg3, Dg4); 11. h6, 12. Dh5 (12. Te5, Dd7 oder 12. Sf3, Le6 oder 12. De2, Df6; 13. Se4, De6); 12. g6; 13. Dh4, Ld7 (oder auch Df6) zc. Der Angriff von Weiß ist nur vorübergehend (14. Sf3, Le6 zc.)

Wie aus dieser und der Anmerkung zum 3. Zuge von Weiß hervorgeht, bietet das „Spanische Vierpringerspiel“ dem Anziehenden keinen Vorteil im Vergleich zur direkten „Spanischen Partie“.

5. 0—0 0—0
6. d2—d3 d7—d6
7. Lc1—g5

Dies ist die Normalstellung des Spanischen Vierpringerspiels, über die Dr. Larrasch in der Nr. 3 1912 der „Schachwelt“ einen sehr langen, jedoch nur teilweise beachtenswerten Aufsatz veröffentlicht. Er behauptet, „alle Varianten ausführlich und endgültig behandelt zu haben“, was jedoch keineswegs der Fall ist, wie aus Nachstehendem ersichtlich.

7. Le8—g4

Dies soll nach Dr. Larrasch der beste Zug sein. Wir ziehen jedoch 7. LxS; 8. bxc3, Ld7 vor mit der Absicht 9. Se7; 10. LxL, SxL. Oder 9. Se7; 10. LxS, LxL zur Vermeidung der Aufreißung auf f6 (9. Tb1, a6; 10. Lc4, Sa5 zc.)

8. Sc3—d5

Auch dies ist nach Dr. Larrasch. Jedoch betrachtet er gar nicht die vielleicht stärkste Fortsetzung: 8. Lxf6!, gxf6!; 9. Sd5, Le5; (9. Sd4; 10. SxL, SxL; 11. c3 zc.) 10. LxS, bxc6; 11. Se3 zc.

8. Sc6—d4

9. Sd5xb4
Statt dieses natürlichen Zuges, den Dr. Larrasch mit keiner Silbe erwähnt, läßt er den Anziehenden den Rückzug 9. Lc4 machen! . . . Dies heißt doch nicht: „alle Varianten ausführlich und endgültig behandeln“? . . .

9. Sd4xb5

10. Sb4—d5
Hier kam 10. c3! (droht sofort a2—a4 als Sd5) 10. e6; 11. Sc2 nebst event. Se3 (bezw. h2—h3) sehr stark in Betracht.

10. Sb5—d4

11. Kg1—h1 Kg8—h8
Weiderseits wird in Anbetracht der Aufreißung auf f3 (bezw. f6 die offene g-Reihe für die Türme angeht.)

12. c2—c3 Sd4xf3†

13. g2xf3 Lg4—h5
14. Dd1—e2
Tg1 nebst event. Tg3 kam in Betracht.

14. c7—c6

15. Sd5xf6?
Weiß gibt den Positionsvorteil aus der Hand, den er mit Se3 behaupten konnte.

15. g7xf6

16. Lg5—h4 Tf8—g8
17. Tf1—g1 Dd8—e7
18. Tg1xg8† Ta8xg8
19. Tal—g1 Als remis abgebrochen.

In der symmetrischen Stellung hat Weiß augenscheinlich sein Anzugsrecht verloren!